

Der Bandit Guafana.

Von Adolph Daudet. Autorisierte Uebersetzung von Adolph Daudet.

I.

Hol' der Teufel alle landschaftlich schönen Präfecturen, meinte eines Tages Baron Burdet. In diesen sogenannten malerischen Gegenden geht nichts so glatt, wie anderswo, und wenn man nun gar, wie dies ja meistens der Fall ist, in jener Gegend nicht geboren ist, so hat man als Beamter eine unaußerordentlich große Menge von Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn ich Schriftsteller von Beruf wäre, wahrhaftig, ich könnte allein einen starken Band mit der Aufzählung aller Aergernisse anfüllen, die ich während der drei Jahre erlebt habe, die ich auf Korsika als Präfecturath verbrachte. Eine Geschichte, die mir da passiert ist, will ich Ihnen übrigens doch erzählen, und ich glaube, sie wird Ihnen viel Spaß machen.

Ich hatte erst vor ganz kurzer Zeit meine dienstliche Stellung in Ajaccio angetreten. Eines schönen Morgens fahre ich im Kaiserbusse, habe rings um mich Pariser Zeitungen aufgeschleppt und freue mich, etwas aus meiner Heimat zu vernehmen, als plötzlich der Kammerdiener des Präfecten zu mir trat und mit einem Zettel überdeckte, auf dem sein Herr mit Bleistift geschrieben hatte:

„Kommen Sie schnell! Ich brauche Sie dringend notwendig! Wir haben den Banditen Guafana!“

Ich ließ einen Freudenstreich aus und eilte auf die Präfectur. Man muß nämlich wissen, daß unter dem zweiten Kaiserreiche die Ereignisse eines forschenden Banditen als höchst wichtige Angelegenheit betrachtet wurde. Durch Merimee's Erzählung „Colomba“ war in den Zuhörern das Interesse für die forschenden Zustände auf's Neue geweckt, und wenn ein Präfect so glücklich war, eines dieser verächtlichen und fesselnden Jäger berühmten Strolche habhaft zu werden, so avancierte er sicher in die Reihe der Räte erster Klasse, ganz besonders wenn sich aus dem Protokoll ergab, daß die Verhaftung nicht glatt vor sich gegangen, sondern unter verwickelten Umständen erfolgt war.

Unglücklicherweise starben die Banditen seit einigen Jahren aus; es wurden immer weniger. Korsika war auf dem besten Wege sich zu civilisieren, und damit hatte natürlich auch die hübsche Genossenschaft der Vendetta oder Blutrache ihr Ende erreicht, und wenn in einem der entferntesten Distrikte sich ein Eingeborener im Aufwachen seines heiligen Blutes wütend einmal hinreichend ließ, zum Dolch oder zur Pistole zu greifen und für ein wenig unehrenhaften Gebrauch zu machen, so entloß er gewöhnlich nach Sardinen und wir hatten das Nachsehen.

Das konnte unsern Präfecten natürlich nicht unangenehm sein. Kein Bandit — kein Rache erster Klasse; das war einmal nicht anders. Auf der fortwährenden Jagd nach einem solchen glückbringenden Individuum hatte er also wirklich das Glück, eines zu erwischen. Es war ein alter Meisterräuber, dieser Guafana, der, um den an seinem Bruder begangenen Mord zu rächen, nach und nach eine ganze Anzahl Familien hingemordet hatte.

Der Anfang der Geschichte datirt noch ins Jahr 1840 oder 1842 zurück. Guafana hatte seitdem verborgen im Gebirge gelebt, war nur hin und wieder vorgekommen, um sich ein neues Opfer zu jagen, und war nach begangener That mit größter Eile von den Behörden verfolgt worden. Da man ihn aber niemals ausfindig machen konnte, so war die Sache mit der Zeit eingelefen. Er selbst war dadurch nicht sehr gemacht worden; er blieb nach wie vor ein feiner Rache, und als fünfzig Jahre die Jagd nach ihm aufs Neue begann, blieb er genau ebenso erfolgreich, wie davor. Zwischen uns von der Behörde und ihm war ein ganz regerlicher Krieg entbrannt. Wir hatten Soldaten, Gendarmen und den Telegraphen für uns, während auf Guafana's Seite die Hirten, die Köhler und die natürliche Beschaffenheit des Monte Rotondo waren, in besser mit zerstückter Felspartie ihm allein die Bäume und die Steinböden folgten. Schließlich hatten wir auf die Präfectur schon ganz den Gedanken aufgegeben, ihn jemals zu fangen. Und nun kam plötzlich die Nachricht: „Wir haben ihn!“ Sie klangen sich wohl vor, aber das auf's Freudigste davon überhäuft war.

Ich fand den Präfecten auf seinem Zimmer und zwar in eifriger Unterredung mit einem kleinen Manne, dessen Gesichtszüge man kaum unterscheiden konnte, so hart war der dicke, struppige Bart. Es war das Urbild eines forschenden Bauern. Die wolkige Miene hatte er auf dem Kopfe, und im Gesicht leuchtete die lange Schnur, deren sich die Leute bedienen, um auf der bloßen Hand die großen feinen Zigarettenblätter zu zerhacken.

„Das ist ein Vetter von Guafana,“ sagte der Präfect leise zu mir. „Er wohnt in dem Dörfchen Solenzara bei Porto-Vecchio, und der Bandit besucht ihn an jedem Sonntage, um eine Partie Scopa mit ihm zu spielen. Es scheint, daß sie, als sie das letzte Mal zusammen waren, beim Spiel in Streit gerathen sind, und um sich zu rächen, macht mir dieser furchtbare Felle ein wenig Vorkehrungen, die ich Ihnen mitzutheilen möchte.“ Unter uns lag, der Mann schaute mir vollständig glaubwürdig zu sein. Aber so sehr ich selbst die Beschreibung herzlichste und natürlich mit so viel mehr Aufmerksamkeit zuhörte, als ich, daß ich mich für vorläufige glatte ließ, und nicht etwa durch eine missglückte Expedition die Behörden der Bäckerei aufzufallen. Deshalb wende ich mich nun an Sie, mein lieber Baron, und erbitte mir Ihre Bewilligung. Sie sind noch nicht lange hier im Lande, Niemand kennt Sie. Sie können vielleicht ein wenig hinein und sich durch den Augenchein davon überzeugen, ob mir es aus dem Munde des alten Guafana zu thun haben, und ob der Biederer da ist, und um nicht in der Person seines sonnigen Spielgenossen laßt.“

„Aber ich habe schon berühmten Guafana ja noch nie gesehen!“ Der Präfect zögerte eine schon ziemlich dunkel gewordene Photographie aus seiner Brusttasche, die er mir zeigte. „Der Herr war bumm genug, daß im vorigen Jahre in Porto-Vecchio photographirt zu lassen.“

Während wir die Augen und schärfer geschnittenen Züge des Banditen auf seinem Porträt betrachteten, fühlte ich, daß der Bauer uns gehärtet und beobachtet uns mit Seitenblicken. Er gab sich den Anschein, als kümmerte er sich nicht im Geringsten um das, was um ihn vorging, und doch lag ich, wie er unter den dicken Augenbrauen einen schnellen und doch arglistig schärfen Blick von Zeit zu Zeit zu uns herüberwarf.

„Hörten Sie nicht,“ so fragte ich ihn nun, „daß die Anwesenheit eines Fremden ihrem Vetter ausfallen wird? Er könnte leicht haßig werden und am nächsten Sonntag überhaupt nicht zum Spiele kommen.“ „Nein, er kommt auf jeden Fall,“ erwiderte der Mann ganz ruhig. „Er liebt das Spiel nun einmal zu sehr. Uebrigens kommen auch tagtäglich Fremde zu uns nach Solenzara, um die Schmelzhütten und Gießereien zu besichtigen.“ Ich kann ja auch sagen, daß der Herr zu mir kam, um sich von mir nach einer Stelle für ihn zu lassen, wo er viele Krammetbägel fischen kann. Es ist jetzt gerade die passende Jahreszeit.“

Wir verabredeten also, daß er sich mit mir am Abend des nächsten Sonntages in der Herberge von Solenzara treffen sollte; dann verließ er mich, offenbar nicht im Mindesten genirt über die schimpfliche Rolle, die er bei der ganzen Angelegenheit spielen wollte.

Kaum war er gegangen, als mein Präfect auf schon begann, mir Verbalgesandtschaften zu geben. Vor allen Dingen, mein lieber Rath, dürfen Sie kein Wort über die Affäre verlauten lassen, zu wem es auch sei. Hören Sie wohl: zu wem es auch sei. In diesem Bande wimmelt es von Spionen, und nur zu leicht könnte unser Bandit Kunde erhalten von dem, was gegen ihn geplant wird. Außerdem möchte ich auch mit seinem Anders, als mit Ihnen den Ruhm und die anderen Erfolge theilen, die uns das glückliche Gelingen zweifellos eintragen wird.“

Ich schloß dem Präfecten tiefste Stillschweigen zu, dankte ihm für das Vertrauen, das er mir bewies, und dann trennten wir uns, ein Jeder die Brust von eingelegten Träumen und Hoffnungen geschwellt; er sah sich im Geiste schon als Staatsrath, während ich mich als Chef einer hübschen kleinen Unter-Präfectur auf dem Festlande erblickte.

Am nächsten Sonntag bestieg ich früh Morgens, vom Kopf bis zu Fuß in Jagdausrüstung, den Postwagen, der zwischen Ajaccio und Bastia fährt, und die Zügel ihrer ganzen Länge nach durchschneidete. Für Naturfreunde mag es auf der ganzen Welt keine schönere und abwechslungsreichere Reise geben, als diese Fahrt. Man kommt an Olivenwäldern vorbei, daß man glaubt, man sei mitten in der Provence; sie wechseln mit dunkeln Tannennädeln ab. Von Weitem sieht man die schneebedeckten Gipfel der Berge; dann wieder fährt man bei Hügeln vorbei, die mit den herrlichsten Orangenplantagen von oben bis unten bepflanzt sind. Hier und dort gewahrt eine Lücke in der Hügelkette den freien Durchblick, und da sieht man weit hinten am Horizont das blaue Meer und auf diesem die lateinischen Segel irgend eines Korallenfischerbootes.

In Bonifacio machten wir Halt, um zu frühstücken. Als ich wieder in den Wagen stieg, war mir der Kopf ein bißchen warm von dem reichlich genossenen schmerzlichen Wein. Ich hatte jetzt einen Reiseskizzen bekommen, und zwar in Gestalt eines jungen Hilfsarbeiters bei der Verwaltung in Bastia, den ich schon zwei- oder dreimal auf den Soireen meines Präfecten getroffen hatte. Es war ein sehr liebenswürdiger junger Mann in meinem Alter, außerdem von großer Pariser, wie ich; er hatte eine satirische Art und konnte auch recht boshaft sein.

Zwischen den Regierungsbehörden und den Stadterverwaltungen herrschte bekanntlich nirgends das beste Einvernehmen, auf Korsika aber womöglich noch weniger als irgendwo anders. Die Regierung hat in Ajaccio ihren Sitz, die Verwaltung und Justizbehörde thronen in Bastia, und so kam es, daß, in Folge des ungünstlichen Verhältnisses zwischen beiden Behörden, auch zwischen den beiden Städten eine gewisse Rivalität entstand.

Aber was will das heißen für zwei geborene Pariser, die sich hier, gewissermaßen in einem Exil, treffen und sprechen! Was kümmern die sich um fremde Jänkereien! Man spricht nicht von dem Lande, in dem man sich eben befindet, sondern nur von dem, das man verlassen hat. Kurz und gut, der Hilfsarbeiter aus Bastia und ich waren in kurzer Zeit gute Freunde geworden. Der Wein löste mir die Zunge, ich befiel nichts auf dem Herzen; nachdem ich über die Verbindung, in der ich hier auf Korsika schmachten mußte, genugsam lamentirt, sagte ich hinzu, daß ich wohl bald nach dem geliebten Festland von Frankreich zurückkehren könnte, sobald nämlich die Affäre mit Guafana aus erledigt sei — und dann erzählte ich ihm, natürlich unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, die ganze Geschichte.

„Ach, wie schön ist doch die holde Jahreszeit! Ich mein Reiseskizze in Porto-Vecchio ausstieg, dachten wir uns bereits.“

II.

Die Häuser des kleinen Dorfes Solenzara, in welchem ich vier oder fünf Stunden später anlangte, liegen an einem kleinen Bucht, in die sich ein ziemlich breiter Fluß ergießt; sie sind rings um die Schmelzhütte gebaut, die dem Orte eine Bedeutung verleiht. Die drei Arbeiter, Fischer und Holzhauer, die während der Winterzeit in diesen Häusern; an dem Sonntage meiner Ankunft war die Ortschaft fast ganz verödet, nur in der Gegend pulsierte der rasende Strom des Gabelflusses.

Es war Abend geworden, aber Matteo, so hieß der Vetter Guafana's, kam noch immer nicht. Ich hatte in dem kleinen, fast vollständig leeren Wirtschaftszimmer bereits gespeist, ein Zeller, „pasticci“, ein Stück Ziegenbrot, ein Zeller und zu trocken und verbrannt war, um gut schmecken zu können, waren mir vorgesetzt worden; dazu trank ich ein Glas des herben Landweines nach dem anderen. Die wenigen Arbeiter aus der Gegend, welche zur Erholung einen kleinen Abschied ins Wirtshaus gemacht hatten, waren auch schon wieder gegangen, und so befand ich mich denn ganz allein mit dem Wirt, der mich durch seine Neugierde und sein unausgesetztes Fragen nach dem Grunde meines Aufstehens im Dorf zu sehr verlegen und dann verwirrt machte. Endlich erlag ich dem Wirt.

„Der Mann ist jetzt bei mir,“ sagte er, die Hand zum Gucke an die Wand legend. „Wenn Sie ihn sehen wollen.“

Im Freien war es schon finstere Nacht. Ein heftiger Sturmwind hatte sich erhoben; er blies uns gerade ins Gesicht und trug seine Eiseisen mit sich, die er, nachdem er sie in der Nähe der Hüttenwerke mit auf den Weg genommen, uns nun in Augen, Nase und Mund trieb. Ein mit kalter Luft gingen wir, auf einer mit Wasser besetzten Steinmauer, die wir nach und nach über den Rücken schoben, bis wir das kleine, dem mit Kieselsteinen bedeckten Wege dieses Jahreszeit ausgetrockneten Flußes erreichten.

„Da ist das Haus,“ sagte Matteo und machte mich auf einen Dörfchenhügel aufmerksam, der zwischen den Ästen hindurchleuchtete, etwa wie das Leuchten eines Glühwürmchens am Sommerabend.

In diesem Moment sprang dicht vor uns ein riesiger grauer Hund in die Höhe und schlug laut und offenbar wütend an; es war, als wollte er uns den Verstand verwirren und uns an jedem weiteren Vordringen hindern.

Hier, Brucio! Brucio!“ rief Matteo, und ich mir wendend, fuhr er hinzu: „Es ist Guafana's Hund, ein fürchterliches und gefährliches Thier, das in der Wachtzeit seines Geistes nicht hat. Na, komm' her, Brucio! Hier, mein alter Brucio! Du wirst uns doch nicht etwa für Gendarmen halten?“

Das mächtige Thier beruhigte sich und schnupperte an unsern Beinen. Dann sprang es in großen Schritten voraus in Matteo's Haus, das wir nun auch bald betraten.

Das Haus war eigentlich nur eine feinerne Hütte, in deren Dach sich ein großes Loch befand, welches zwischen Bestimmung hatte: als Schornstein und als Fenster zu dienen. Zwei Betten, wie sie auf den Gefäßnissen üblich sind, nahmen den größten Theil des Zimmers ein.

Auf dem Boden lag ein Mann mit roth aus Holz ausgehauenen und unpolarisierten Stühlen umgeben war, stand ein hölzerner Beistuhl, und in diesem befand sich eine schmale, schwelende Kerze; eine Lammgasse fliegen und Mäusen spielten um die Flamme, flogen in sie hinein und fielen im nächsten Moment mit verbrannten Füßeln auf den Leuchter nieder.

Vor dem Tische saß ein Mann mit festen, energiegelassen Zügen; sein Gesicht war rauh, so daß er wie ein italienischer oder provençalischer Fischer auslief. Er blickte auf ein Spiel Karten, das er in der Hand hielt, und rauchte so eifrig, daß ihn eine dicke Zigarettenwolke umgab.

„Vetter Guafana,“ sagte Matteo bei unserm Eintreten, hier ist ein Herr aus dem Bureau der Gendarmen; er will morgen mit mir auf die Jagd gehen und die Nacht bei mir zubringen, um morgen so früh als möglich losziehen zu können.“

Man ist nicht zehn Jahre seines Lebens hindurch fast unausgesetzt verfolgt worden, ohne nicht schließlich fast aus Genossenschaft gegen jede neu auftauchende Person mißtraulich zu werden. Die kleinen schwarzen Augen des Banditen waren auf mein Gesicht gerichtet, als wollte er mir aus den Augen lesen, was in meiner Seele vorging. Er schien aber nichts Verdächtiges an mir bemerkt zu haben, denn bald grüßte er mich durch ein Neigen des Kopfes, und dann kümmerte er sich nicht mehr um mich.

Die Scopa-Partie nahm jetzt Weide, ihn und seinen Vetter, vollständig in Anspruch. Dieses Scopa ist ein Spiel, wie eigens für die Korcorien erfunden, so still, so heimlich, ein Spiel der Wästel und der Spionage. Ich beobachtete die beiden Spieler, die einander gegenüber saßen und sich gegenseitig zu überdrehen und zu begannen suchten. Beide hielten ihre Karten fächerförmig auf dem Tisch und zwar so, daß der Andere auch nicht den kleinsten Blick von oben oder von der Seite auf die Blätter zu werfen im Stande war.

Besonders interessirte es mich, den alten Guafana zu beobachten; das Bild der Kerze fiel voll auf ihn. Sein Kopf war einprägsam genau dem Abbild auf der Photographie, die mir der Präfect gegeben hatte; er trug sogar denselben Hut und dieselben Sammethandschuhe, die über dem Knie mit kupfernen Schnallen befestigt waren. Was aber die Photographie nicht hatte, das hatte er selbst, eine gewisse Ruhe, die er nicht mehr wiedergeben konnte, das sah ich jetzt; die Bronzefarbe, die nenegebene Haut, die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, die bei einem Mann in seinem Alter geradezu überraschend war; dann die heitere und laute Stimme, wie sie sich leicht angedehnt pflegte, die viel und lange allein fand. Matteo war in allen seinen Bewegungen geschmeidig und fast tierisch, vollständig ruhig lag er an der einen Langseite des Tisches, Aug' in Aug' mit dem Manne, den er mir auszusprechen gedachte. Er war nicht im Mindesten verwirrt, auch nicht einen Moment schien er über das, was er gethan und noch thun wollte, Gewissensbisse zu empfinden. Eine Stunde oder auch zwei mochten so vergangen sein. Ich konnte mich kaum noch nach erhalten in dieser friedlichen Luft und bei den gleichmäßigen Ausreden der Spieler: „Decho selte! Decho selte!“ hin und wieder plien mir die Augen zu; aber bald erwiderte mir wieder ein Winkeln, der durch die Dedensöffnung ins Zimmer fuhr und das Licht zu verblenden diente, oder ein Streifen zwischen den Spielkarten.

Blötzlich knurrte Brucio und dann schlug er laut und wütend an. Als wäre Alarm geschlagen worden, so plötzlich kam Leben in das stille Zimmer. Der Alte ging an die Thüre, trat ins Freie und kam sofort zurück. „I pin-sutti!“ schrie er, eilte in die Ecke, wo seine Finte stand, warf sie über die Schulter und sprang mit einem gewaltigen Satz aus dem Hause. Matteo und ich saßen uns flumm an und wir waren vor Staunen noch immer sprachlos, als ein dußender Gendarm, das Gewehr mit geschlammtem Hahn in der Hand, ins Zimmer drang.

„Ergebt euch!“ Er war noch müde, wie uns gefasch, waren wir schon überwältigt, zu Boden geworfen und gefesselt. Ich wollte meinen Namen nennen, wollte sagen, wer ich sei, Niemand hörte auf mich. „Schon gut, schon gut! Zu Euren Ausreden habt Ihr Zeit, wenn wir in Bastia sind.“

Mit Rollenstößen brachte man uns Beide ins Freie, und mer die geringste Miene machte, sich zu widerlegen, erhielt einen Faustschlag vor die Brust. In der Nähe des Hauses wartete ein Jellenswagen, wie er zum Transport der Verbrecher üblich ist, auf uns, ein abschließender, dumpfer Hauch. Eine Anzahl Gendarmen mit mit dem Säbel in der Faust zu beiden Seiten des Wagens, und so ging es in ziemlich schnellem Tempo nach Bastia.

Wahrscheinlich auf Grund von Kräften, um einen harmlosen Präfecturath zu transportieren!

III.

Als wir in Bastia ankamen, war es schon heller Lichter Tag. Ein reiches Bild bot sich meinen Augen dar, als wir in den Hof des Gefängnisses eintraten. Der kaiserliche Staatsanwalt, der Oberst der Gendarmen und der Gefängnisdirector standen da und warteten mit Ungeduld, etwas über den Ausgang der Expedition zu vernahmen. Nun kamen wir also endlich an; wie erlauchte aber der Nachtmeister der Gendarmen, welcher mich im Triumph seinem Oberst vorgeführt hatte, als er sah, daß alle die Herren sich um mich bemüht, und daß der kaiserliche Staatsanwalt mir höchst eigenhändig die Fesseln abnahm, indem er dabei von Bitten um Vergebung und Entschuldigung überfloss.

Wie? Sie sind es, Herr Baron? Ja, was haben diese Dummköpfe denn nur angestellt? Wie konnten sie denn auch nur auf den Gedanken kommen, daß Sie —? Aber wie kam das denn überhaupt?

Bald wurde mir der Zusammenhang klar. Im Laufe des Sonntags hatte der Staatsanwalt eine Depesche aus Porto-Vecchio erhalten, die ihn davon in Kenntniß setzte, daß der Bandit Guafana sich in dem Dörfchen Solenzara aufgehalte. Alle Eigenschaften in der Depesche lauteten so bestimmt, die Angaben schienen so zuverlässig.

Das eine Wort Porto-Vecchio brachte mich auf die richtige Spur. In mir dämmerte es.

War es nicht Jhr Hilfsarbeiter, der Ihnen diese Depesche gebracht hat? „Ganz recht, mein Herr.“ Ein sehr strebsamer, zuverlässiger junger Mann. — Zuverlässig! O Gott, davon konnte ich ein Bildchen fassen. — Er macht mir keine Angaben, wenn er nicht von der Wichtigkeit derselben tief überzeugt ist. Aber wahrhaftig, mein lieber Rath, wie konnten wir auch nur eine Ahnung davon haben, daß Sie sich in jener Gegend auf der Jagd befanden, und daß Sie gerade beim Vetter des berühmten Banditen ihr Nachtquartier genommen hatten.

Nun, wir haben Ihnen wider Willen ein wenig ein wenig wider Willen, aber Sie sind ein Mann von Geist und setzen sich darüber hinweg. Wie wahr, Sie nehmen es uns nicht weiter übel? So, und nun machen Sie mir das Bessere, führen Sie den Rath fort. Man wird ihn nachher schon ins Verhör nehmen.“

Der unglückliche Matteo war hart vor Schreck; aus seinen auf mich gerichteten Blicken las ich den energischen Protest gegen eine solche Unvernunft und vor Allem unerwartete Behandlung. Ich konnte also nicht anders, als nun die ganze Geschichte aufzuklären, um zu beweisen, daß der Richtige den Gendarmen entgangen war. So nahm ich denn den Staatsanwalt bei Seite und erzählte ihm, daß Guafana's Vetter ein Spion der Präfectur sei, daß er ihn hätte ausfinden wollen, kurz, den ganzen Tag schiedlichen Zusammenhang.

Während ich so sprach, ging eine merkwürdige Wandlung mit dem Beamten vor; jede wohlwollende Regung schien erloschen und sein Gesicht trug nur den Stempel des kalten, unnahbaren Justizbeamten. „Sie können sich denken,“ sagte er endlich, „daß ich auf die Präfectur zurückging. Aber ich habe nun einmal den Vetter Guafana's und es fällt mir sehr schwer, er nicht ein, ihn wieder laufen zu lassen. Er würde einfach ins Gebirge gehen und mit Schatz und andern Spiegelspielen im Verein dem Banditen, dem wir nun auf der Spur sind, Pulver und Lebensmittel zutragen. Wir wollen diesen Unfassen ein für alle Mal ein Ende machen.“

„Aber Herr Staatsanwalt, ich kann nur wiederholen, daß dieser Mensch im Auftrage des Präfecten gehandelt hat.“ „So? Dann laßt ich ihn erst recht nicht frei. Ich will den Herren von der Regierungsgeschichte jetzt auch einmal vor mein Forum gehn. Sie sollen sich nicht immer in Dinge mischen, die sie absolut nichts angehen. Wie! Auf guafana's Kiste gibt es nur einen Banditen, nur einen einzigen lumpigen Banditen, und den will man mir nicht einmal nennen. Das ist mein Will! Sie selbst soll ja, wie ich sehe, Jäger.“ Hierbei lädelte er und warf einen malitösen Blick auf meine jugendliche Ausdrückung. „Würden Sie sich, Herr Rath, einen Verstand in Ihr Jagdrecht gefallen lassen? Ich habe Ihrem Vetter schon widerholt gesagt, daß ich allein den Guafana fangen will; ich und kein Anderer. Er ist eigenförmig, auch gut; da verfähre ich in dienlich und auf meine Weise. Ihr lieber Matteo bleibt vorläufig in

Haft. Er kann ja von der Präfectur reklamirt werden oder er wird sich auf die besten Augen davon, denn ihm wird die Sache zu Ohren kommen und dann wird er sich vor seinem Vetter und vor dem Krammetbägeljäger der Präfectur gleichmäßig zu hüten wissen.“

Es gefasch auch richtig so, wie dieser Mensch, der den Trufel im Leibe zu haben schien, es gefasch. Nach einem Moment fand die Verhandlung statt und die General-Sekretär und ich, hatten die unangenehme Aufgabe, unsern Spion zu reklamiren, und ich mußte vor dem ganzen Gerichtshof mein Abenteuer erzählen. Man kann sich denken, wie sich die Zuhörer auf meine Kosten lustig machten. Der Präfecturath war es Gefangen im Jellenswagen! Kurz, unsere Behörde war auf der ganzen Linie gescheitert.

Matteo wurde natürlich vom Gerichte freigesprochen; aber nun konnte er uns nichts mehr nützen, weil Guafana jedenfalls benachrichtigt worden war und sich vor ihm in Acht nahm. Er verließ auch bald darauf das Land, um, wie man es dort nennt, „bei der Eisenbahn“ einzutreten. Diesen Namen haben die Korcorien nämlich der kaiserlichen Polizei gegeben. Für die armen Leute, die noch nie einen Schienenweg gesehen haben, ist das Wort „Eisenbahn“ identisch mit dem Begriff des Geheimnißvollen und Mächtigen, und so wählten sie es zur Bezeichnung der im Geheimen arbeitenden Behörde.

Wenn man da in eine Familie tritt und fragt: „Wo ist Alessandro? Wo ist Bontesta?“ so hört man als Antwort oft das selbstsame Klingende und doch laum eine Erklärung bedürfende: „Er ist bei der Eisenbahn.“

Vater.

Neben der Erfahrungen und Erfolge eines gewerbsmäßigen Spielers aus den Der Staaten in Mexiko schreibt eine San Franciscoer Zeitung Folgendes: „Mit dem Dampfer Sonora, der etwa einwöchig vor dem 4. Juli in der kleinen mexicanischen Hafenstadt La Paz anlangte, traf dort ein glatzköpfiger, unschuldig aussehender Herr ein, der sich für einen Geologen und Bergmann von Fach ausgab und, seiner Angabe nach, im Begriff war, große, wie man vermuthet, werthvolle Mineralien zu inspizieren, die irgendwo in der Gegend hinter dem Hafenplatz gelegen sein sollten.“

Er nannte sich William Curtis und behauptete, direkt von San Francisco gekommen zu sein. Diejenigen, welche das Vergnügen hatten, mit Herrn Curtis in nähere Berührung zu kommen, zweifelten seinen Angaben nicht, daß derselbe sehr wohl Geld besäße, als Verstand war durchaus nicht ausschloß, daß er vielleicht in seinem Fach sehr tüchtig war. Wie die Mexikaner zu ihrem Leidwesen erfahren sollten, war Curtis in seinem Fach sehr tüchtig. Sein Benehmen war ein sehr naives, und man konnte es ihm anmerken, daß er von den Räuten und Schlichen der bösen Welt noch keine Ahnung hatte.

Sofort nach seiner Ankunft in La Paz ließ Curtis sich dem Prefector oder Bürgermeister der Stadt, einer in ihrem Äußeren sehr würdevollen Persönlichkeit vorstellen. Dieser empfing ihn sehr herzlich, ja schien sogar tief gerührt von der Ehre, die Bekanntschaft eines in seiner Heimat ebenfalls ziemlich angesehenen „Gringo“ (Amerikaners) zu machen. „Ich werde mich zu Ihnen, Senator,“ sagte der erste Beamte von La Paz auf Spanisch zu dem Amerikaner, und mit dieser landläufigen Phrase der Höflichkeit war die gegenfeitige Bekanntschaft gemacht. Am dritten Abend derselben bereits hatte der Präfect den unschuldigen Fremden einer ganzen Reihe vornehmlicher Auskünfte des Ortes übergeben und Curtis war in den Club geladen worden. Hier traf er mit allen seinen neuen Bekannten zusammen, man begrüßte sich, taugte die üblichen Höflichkeiten aus und trant „Aguardiente.“

Schließlich wurde ein Spielchen vorgelegt, und zwar das aus den Der Staaten über die Grenze nach Mexiko eingeführte und unter den Mexikanern gegenwärtig leidenschaftlich gern gespielte „Poker.“

Die unschuldige Vergangenheit des Amerikaners wollte zwar dessen Beteiligung am Spiel anfänglich nicht zulassen. Curtis erklärte, daß er nicht nur vom Kartenpiel überhaupt gar keine Idee habe, sondern, demselben auch aus prinzipiellen Gründen opponiren, aber alle seine Proteste und Weigerungen waren vergeblich, die Mexikaner ließen nicht nach, und es gelang ihnen schließlich, die Gewissensstrafe des jungen Mannes zu überwinden und denselben zu bewegen, sich zu betheiligen. Ebe das Spiel losging, stellte der Amerikaner allerlei törichte Fragen, welche die Mexikaner in ihrer Ansicht, daß sie es mit einem „Grasgrünen“ zu thun hätten, nur bestärkten. Die Erklärung des Fremden schien wirklich arg vernachlässigt worden zu sein, denn er fragte einen seiner consilianischen Freunde, worin die beste Karte bestände, die man in Poker bekommen könne.

„Wie Affe ist die beste Hand,“ wurde ihm geantwortet, „es sei denn, daß jemand einen „royal Flush“, fünf derselben Art in richtiger Reihenfolge, bekommen, aber das ist so gut wie unmöglich und kann nur geschehen, wenn falls, b. h. mit geeigneten Karten, gespielt wird.“

Natürlich waren wir nicht auf vier Affe, künftige ich einer der Mexikaner zur weiteren Aufklärung noch freundlich, schafflich zu, sondern wollten oft schon sehr bedeutend auf ein einfaches Paar. „Danke,“ hatte der Amerikaner erwidert, und das Spiel begann. Der Einsatz (Wette) betrug einen Dollar, mit unbekannter Steigerung. Curtis sah zum und schüttelte den Kopf, gerade als ob er sagen wollte: „Von alledem verheißt ich nicht das Geringste.“

Beim ersten Kartengeben erhielt Curtis drei Zehn und paßte. Sein Nebenmann wetteite \$15, der Amerikaner steigerte ihn \$20, aber der Gefaschspieler; aber der Dritte steigerte Curtis mit \$10, was dieser mit einer Steige-

rung von \$200 beantwortete. Der Mexikaner setzte \$200 dagegen. Curtis ließ sich eine Karte geben, es war die vierte Zehn, welche oben lag, der Mexikaner hatte drei Sechser und nahm zwei Karten, ohne seine Hand zu verbessern. Er sah den Amerikaner an, dessen Gesichtsausdruck so nichtsagend und unschuldig war, daß er neuen Muth fasste und den Einsatz um \$300 erneute. Curtis sah etwas überascht aus, aber legte seinen Augenblick, setzte \$300 und steigerte seinen Gegner um weitere \$500.

Der Mexikaner sah den Amerikaner überascht an und warf dann mit einem Gluck die Karten hin, während Curtis das Geld vom Tische strich. Aber die Mexikaner wollten sich nicht das Geld abnehmen lassen, ohne wenigstens einen Versuch aufzu machen, das Geld, das sie zu erlangen und das Spiel begann von Neuem. In der zweiten Partie verlor Curtis \$30 auf eine „volle Hand“ mit drei Zehn, beim nächsten Male aber wollten die Mexikaner ihren amerikanischen Freund gründlich leimen und „hedden“ die Karten.

Die Einsätze waren schon auf zusammen \$500 gestiegen, Curtis hatte gleich beim ersten Male vier Fünfen bekommen, es war darauf abgesehen, daß er recht hoch wetten sollte, denn einer seiner mexicanischen Gegner hatte vier Bauern. Curtis ließ seinen Gegner wetten, dieser steigerte die Summe auf \$2000, und der Amerikaner warf das Geld auf den Tisch. Jetzt legte der Mexikaner seine Karte auf den Tisch, es waren vier Zehn.

„Nicht gut,“ erwiderte Curtis, indem er die Karte auflegte und gleichzeitig das Geld einstrich.

Die Mexikaner waren wütend, und auf den nächsten Abend wurde „Don Carlos Romero, ein in ganz Mexiko berühmter Pokerspieler, nach dem Club geladen, dem Amerikaner, über dessen Färschigkeit man noch immer keinen Aufschluß erlangt hatte, als einer der ersten Kaufleute von La Paz vorgelegt, und zwischen den beiden, Sachverständigen“ ein Spielchen arrangirt. Als dasselbe beendet war, hatte der Don Carlos gegen \$3000 verloren, und am nächsten Tage trat William Curtis alias William Dunn, ein in San Francisco und an der ganzen Pazifikküste bekannter Spieler, mit etwa \$6000 Reingewinn die Heimreise an.“

Eine Jähde.

„Was war es, Phöbe?“ Der herrliche lächle Sommerwind drang durch die geöffneten Fenster in das einfach, aber geschmacklos möblierte Zimmer.

Fernhin, soweit der Blick reichte, konnte, erstreckten sich von dem reichenden Landhaus aus die Felder mit goldenen Weizen bedeckt, die wie das von weichen Wellen bewegte Meer hin und her wogten. Die Blätter auf den mächtigen alten Bäumen im Park, der sich rechts vom Hause hinzog, bewegten sich im Winde auf und nieder. Ein leises Flüstern ging durch das Gehölz, als ob die alten Waldriesen sich von einer vergangenen schmerzlichen Zeit unterhielten, von jener Zeit, als die Menschen noch nicht eingebunden in ihr grünes Reich und ihre Kammerden noch nicht unter den Streichen der Art gefallen waren. Sanft wehte die Brise auf die Ohren zweier Mäntelstücken, die sich auf der fetten grünen Weide hinter dem Hause in süßener Springen ergingen, in jugendlichem Uebermuth den Hügelabhang hinabgaloppirten und mit einem Sprung in den Bach setzten, dessen Wasser im Sonnenschein wie Silber erglänzte. Es war eine Idylle, die sich dem Auge des Beobachters darbot, ein Bild, wie es an Schönheit selbst im Artarien der alten Griechen nicht gefunden werden konnte.

„Was war es, Phöbe?“ wiederholte dieselbe Stimme.

Am Fenster saß ein schönes junges Mädchen, welches mit Entzücken auf die Scene blickte, die sich ihren Augen darbot. Mit vollen Zügen trank sie den weichen reinen Luft, der jungfräuliche Wunden hob und senkte sich im Genuß der herrlichen Luft, die er einathmete, während die Hände in eifriger Thätigkeit waren — das reizende Weiden Pflöge des Wäders Strümpfe. Eine Fluth von goldenem Haar ergoß sich in leichten Wellen vom Haupte des schönen Mädchens und hüllte den schlanken Oberkörper vollständig ein; das dunkelblaue Auge hatte einen Ausdruck der Unschuld und Seelenreinheit, wie ihn selbst die Engel nur am Sonntag besitzen. Ihr gegenüber saß eine würdig aussehende Matrone, welche in Gedanken verfunken Kartoffeln schälte. Sobald sie eine der nützlichen Erbsen ihrer Hülle befreit hatte, warf sie dieselbe in eine Blechschüssel mit reinem Wasser, während die Schale in einem neben ihr stehenden Eimer wanderte, der bereits die Ueberreste des Frühstückes, Stücke gebratener Leber und kalte Buchweizenbuden, enthielt.

„Was war es, Phöbe?“ wendete sich die Matrone, in welcher der Vater schon längst die Mutter der ihr gegenüberstehenden hohen Jungfrau erkannt hatte, zum dritten Male an diese, welche gerade vor Beginn dieses Kapitels einen halb unterdrückten Schrei ausgestoßen hatte.

Phöbe blickte auf, ihre Hand erhob sich mit unbedeutender Grazie zum schönen Haupt empor, die Blüthenfinger bewegten sich im Haupthaar leicht hin und her, die herrlichen Augen nahmen in ihrer regsthalenden Tiefe einen Ausdruck leichtes Schredens an — plötzlich fand sie auf und ließ das Köpfchen dreimal rasch hintereinander gegen das Fensterbrett, während sie mit dem Abwas ihres gerade lächerlich kleinen Stiefels zweimal ungeduldig aufstapfte.

„Was war es, Phöbe?“ frug Frau Bridget O'Shaughnessy nochmals. „Ich weiß nicht, Mutter,“ erwiderte das schöne Mädchen mit der Erregung zitternder Stimme, „aber dem Fied auf dem Fußboden nach zu urtheilen, muß es ein Kartoffelfeld gewesen sein.“

„Aber, liebes Kind, ich nicht so viel, Du wirst sonst krank und mußt sterben!“ — „Schad! nichts, liebe Mama, der Klappstiefel bringt mich doch wieder,

Rebellen-Reb.

Von Adolph Daudet. Autorisierte Uebersetzung von Adolph Daudet.

Mögen Andre jeden Morgen Quälen sich mit neuen Sorgen, Ich, ein munterer Gefell, Kümmer mich nicht um deraischen, Ich vertrau' den schlichten Streichen, Die ich mach'. Ich bin Rebel!

Um das Brod der Zukunft quälen Gienß die kleinen Seelen Und verzagen gar so schnell; Ich bin unversagt, ich habe Jede reiche Glücksgebe, Die ich brauch'. Ich bin Rebel!

Wer als Bürger unterthänig Lebte dahin, ihm blüht sehr wenig, Und er kommt nicht von der Welt; Ich bagegen bin geschäftig, Immer höher, immer weiter Bringe ich es als Rebel!

Hab' ich Glüd, bleib' ich Minister, Und es blüht mein Weizen, bis der Schmitt Tod ruft zum Appel. Hab' ich Weh, komm' mich' id's Hüten, Denn ich laß mich denken. Seh' zur Ruh' mich als Rebel!

Klein bei wird der Bey dann geben, In Paris von Finken leben, Und sein Glückstufen leucht hell, — Der Pension verlangt und Orden Werde, was ich bin geworden, Ein ägyptischer Rebel!

Aus Mittelfrank.

Fremder: „Kind, wo ist dein Geld Vater?“

Vauernmädchen: „Dann drauß auf'm Ader, er thut Miß bra'n (auf breiten)“

Fremder: „Miß bra'n? Na, b. wünsch ich geeignete Mahlet!“

Die Stadt Esin

Ich hielt vom Reichthum auf, auf die Jagd einer angeblich zu viel gezahlten Serbisvergütung für 1870-71 geleistetes Naturalquartier verlag worden. Hätte der Fiskus damit nicht eine Zeit abwarten können, wo Köln vergnügter als jetzt ist? Wir meinen, daß sich der Kölner Carneval doch besser für die Einrichtung dieser Kage geeignet hätte.

Hoffnungsvoll.

„David, mein Sohnle, um Dir e rechte Freund zu machen, ichent ich Dir nun zu Dein Geburtstag ein schön silbernes Vöfche.“

David bedankt sich und springt munter ab; nach einer Weile kommt er wieder und ruft: „Vaterleben, icham' Dich, Du wollest mich betrügen. Der Goldschmied sagt, mein Vöfche war gar viel Silber; und da hab' ich den alten verkauft vor zwei Groschen, und mer einen neuen silbernen vom Goldschmied gekolt, hier ist der Lohn, wenn der bekahlst baar, freitich' fünf Bergent.“